

(Nachdruck verboten.)

34] Die Guten von Gutenberg.

Von Hermann Kurz.

(Schluß.)

Die Tochter der Liesi aber, die nicht den tiefen Sinn der Rede verstand, sagte voll weichen Herzens und einem unerklärlichen Mitgefühl zu dem angetrunkenen Manne, der so elendsvoll vor ihr stand und bat und flehte:

„Nein, ich geh' nicht, ich bleib'!“

„Was auch kommt, gelt, Du bleibst? Gelt, sag' ja, Madlen!“ bat er weiter.

„Na, ich bleibe, was auch kommt!“ antwortete die Madlen der Liesi, die andere Tochter des Erhard, des Bürgermeisters von Gutenberg.

Der Erhard aber präsiidierte seine Komiteesitzung und trank scharf ein Glas nach dem andern. Und als der Polizeidiener Feierabend bot, wie sich's gehörte, natürlich im Schlüssel zuletzt beim Herrn Bürgermeister, und das nur schüchtern, da war der Erhard trunken und verwirrter Sinne. Alles, was in seinem Hirn als Resonanz des Tages und sozuzufagen auch seines Lebens verblieb, faßte er in die Worte zusammen:

„Es ist gut, daß ich zwei Töchter habe, eine von der und die andere von jener, das ist gut, ja gut!“

Und als er im Bette lag, da murmelte er immerwährend diese Worte, bis der Wein mit trunkenen Macht auch allgemach noch diesen Gedanken löschte und nur das Wort „gut, gut, gut“ verblieb.

So verlief der Tag in Erhards Leben, der ihm wehe tat und mit rücksichtsloser Eigenliebe zum eigenen Wohl der Jugend seinem Alter nahm, was er sich halten wollte in rücksichtslosem Gedenken seines eigenen Ichs.

Aber die Jugend war stärker und ging zu zweit dem Glücke des künftigen Lebens entgegen, um das Alter in Einsamkeit zu lassen.

Doch auch dieser Jugend mußte einmal das ausgleichende Alter heranreifen, allwo die Früchte des Lebens weggehen dahin und dort, und nach der Ernte im einsamen Alter nur noch die Ruhe ersehnt wird, die Ruhe in den Armen des guten Erlösers Tod, der das Erdenweh mit seiner Schwere auslöscht und auf leichten Schwingen zum Vergehen trägt alles, was einst wogte und flutete in wunderthätigem Leben.

Der Findling aber und die Madlen gingen Hand in Hand durch das Städtlein dem Waldhüterhaus zu, und verwundert verrenkten sich die guten Leute des Ortes schier die Hälse und zerbrachen sich die Köpfe um eine für sie taube Ruh.

Als der Findling mit seiner Madlen vor dem Simon stand, sagte er:

„Vater, wir wollen zu Dir, der Erhard hat uns weggejagt, und wir müssen ein Dach haben.“

Da glühterte in den Augen des Simon ein Feuer auf, das aus tiefstem Herzen zu kommen schien. Wie befriedigte Rache war es zu schauen. Hatte der Erhard ihm sein Kind genommen einstens, jetzt nahm der Findling, den der gerechte Gott der Strafe in das Waldhüterhaus gegeben, das Kind des Erhard. Jetzt waren sie beide, die Menschen, fertig miteinander, das Schicksal hatte die Rechnung ausgeglichen.

Der alte Simon jagte darum froh und erleichtert:

„Das Dach sollt Ihr haben; hier in meinem Hause ist auch für Dich Raum, Madlen. Das Leben bringe Euch Glück, wie Ihr mir Glück gebracht!“

Und als die beiden drin im Haus waren, schaute der Simon nach dem Städtlein und murmelte:

„Jetzt kann ich gehen, jetzt hab' ich nichts mehr verloren auf der Welt. Jetzt bin ich zufrieden. Es ist recht so, Gott!“

Da die Zeit gleichmütig weitergeht, auch wenn dem Menschen vor unsahbarem Schicksal der Odem fast vergehen will, kamen auch in Gutenberg die Ereignisse eines nach dem andern, wie sie mußten vom Schicksal und der Menschen wegen.

Als der Findling und die Madlen ohne jede Kirchenpfer und Fest sich ebelichten, trank der Erhard am selben Tage im Schlüssel mehr denn sonst.

Und in seinem Rausche gedachte er seinem Kinde, das er weggejagt hatte, das Erbteil ihrer Mutter auszusahlen. Als er das Notwendige dazu geschrieben und geordnet hatte, fühlte er eine eigene Schwäche. Seine Weine wollten ihn kaum mehr tragen, und auch das Weitertrinken selbst vom ältesten Weine wollte nichts nützen und frommen.

Und als er zu Bette gehen wollte, kam es an ihn wie Vergehen, und verlor das Bewußtsein und fiel hin.

Der neue Doktor machte ein bedenkliches Gesicht und sagte zur Madlen der Liesi:

„Wenn der Mann so weitertrinkt, bekommt er's mit den Säermäulen zu tun, ehe ein Vierteljahr um ist.“

Der Erhard war aber in einigen Tagen wieder flott auf den Beinen, und als ihn die nüchternen Urnase quälte und er sich elend fühlte, lachte er den Doktor aus und griff aufs neue zur Flasche. Das war sein Trost und Frieden, und den spendete er sich als Labfal, das Gott wachsen ließ für den Bösen Bana im Menschen.

Als dann der Erhard am Tage der Denkmalseinweihung noch einen Orden bekam und in der silbernen Bürgermeisterröcke dazu um den Hals herumgehängt, war Glückseligkeit auf Erden für ihn gekommen!

Was fragte er da darnach, als nachher der Teufel losging? Gar nichts. Daß man ein Denkmal nicht umsonst bekommt und niemand auf Gottes Erdboden mehr Geld braucht als Künstler, das mußten doch alle Leute wissen. Daß natürlich einige Tausende Schulden herauskamen für die Gemeinderückrechnung, was weiter? Da machte man einfach neue Steuern.

Und als da die neue Steuer wie ein Gespenst im Geldsäckel der Gutenburger rumorte, ging das Murren und Surmeln los. Brot und Spiele wollten die guten vaterlandstreuen Bürger von jeher, aber nicht Hunger leiden und Steuern zahlen. Das Vercat und die Hochstuf des Hasses, der Größen niederwirft, begann allgemach zu steigen.

Und da hatte der Erhard noch einmal das Wahre gefunden. Er warf hundert Mark hin als Köder und ließ bei den „besseren“ Leuten für das Defizit sammeln. Aber das reichte nicht aus. Und der Bildhauer, der den Stein zum Denkmal ausgeklopft hatte, wurde ruppig und verlangte Geld. Nicht so wie vorher mit tiefem Bückling, nein, er drohte einfach mit Gericht.

Und wie da wieder das Vercat erscholl, da legte der Erhard die Art an den Gemeindevater, und die Schuld war bezahlt.

Die Adlerpartei aber maukte und sagte, daß mit solcher Wirtschaft die Gemeinde unter Kuratel gestellt gehöre.

Doch „Brot und Spiel“, was war da diese Warnung! Der Erhard war wieder der Geld, und „Preis und Lob“ hymnnete die Disharmonie zum Dante an der Spitze des jubelnden Volkes.

Am Sonntag sollte diese neue Ovation dem Erhard dargebracht werden.

Wieweil hatte die Madlen der Liesi erfahren, daß der Erhard ihr Vater sei. Und da ging das Mädchen zu dem Schlüsselwirt und sagte:

„Ich gehe weg, nach Hause!“

Alle Kraft wich da aus dem Manne, und wieder tat der Madlen das Herze weh.

„Bleib', Kind, geh' nicht, bleib', ich bitt' Dich!“

Aber die Madlen brachte sich den Gedanken nicht zusammen. Die Schande stieg vor ihr auf, und die Blicke der Menschen brannten sie erst heute, da sie früher nicht wußte, was diese wollten.

„Ich kann nicht, ich kann nicht!“

„Warum kannst Du nicht, Kind? Du hast mir's doch versprochen!“ fragte der Erhard weinerlich.

Da sagte die Madlen, leise weinend:

„Ich habe es erst heute erfahren und wußte vorher nicht darum, und es ist doch für uns beide eine Schande so.“

Da kam über den Erhard mit einem Male wieder ein Rest von seinem früheren dinkelhalten Stolze.

Und darum stand er auf und ging zu seinem unehelichen Kinde hin, legte beide Hände auf die Schulter und sagte:

„Daß die Schande, und die Leute, die sind Pack! Und Kind, ich bitt' Dich, und da ich Dich lieb hab', straf' Deinen

Vater nicht, geh', frag' Deine Mutter und dann laß oder tu', was die sagt!"

Und die Liesi sagte zu ihrem Kinde:

„Bleib bei Deinem Vater, denn er braucht in der schweren Stunde, die seiner harret, eine liebe Hand, die ihm die Augen zudrückt.“

Der Liesi Tochter blieb bei ihrem Vater.

Der Findling aber erlebte durch das Leben, das mannigfaltig ist, die Offenbarung und lernte den Willen des Altenberger Herrn und des Fremden verstehen.

Durch ein Unglück im Steinbruch war eine arme Frau mit ihren kleinen unmündigen Kindern Wittib geworden. Und was das Weib bekam als Entgelt ihres Ernährers, war eine empörende milde Hungergabe.

Da mußte der Findling, daß sein Erbe für die Notdurft der Unglücklichen aufkommen mußte. So mußte er den Hof verwalten, den Armen und Notdürftigen sollte Hilfe werden, er aber wollte ein Arbeiter sein im Weinberge des Herrn.

Also bezog er den Meierhof mit seinem Weibe und dem Simon wie der Liesi.

Am Sonntag ging es mit dem bekannten Trara und Pfiff im Wachs der lebenslänglichen Fracke und Zylinder der Gutenburger zur neuen Obation des Bürgermeisters.

Wie tranken sie da wieder, die Wackeren!

Als aber der Abend kam, und die schwankenden Gestalten sich ihren Benaten wieder nahen, ging in Gutenburg der Tod um und suchte eine reife Frucht.

Und da er den Erhard sah in der Höhe seines Lebensruhmes und in der Nähe des anstürmenden Perceat und Falles, da dachte er einen Helden zu machen, würdig des Nachruhms und der Geschichte.

Darum kam den Erhard die Schwäche wieder an, als er zu Bette wollte. Und als die Madlen ängstlich auf den Mann starrte, der freideweiß mit geschlossenen Augen in den Kissen lag, kam der Tod, um den Erhard vor dem Falle zu bewahren.

Als aber der Tod die wehe Furcht des Mädchens vor dem Bette des Sterbenden sah, ließ er noch einmal den Odem des Lebens sich in den Kranken ergießen.

Der Erhard schlug die Augen auf, und als er die Furcht der Madlen, seines unehelichen Kindes, sah, lächelte er und sagte:

„Ah haß, mußt keine Angst haben, es macht nichts, es geht vorüber!“

Da lächelte die Madlen traurig und nickte dem kranken Manne zu. Der aber sagte mit leiser, erstorbender Stimme, die weither aus der Ferne zu kommen schien:

„Bist ein liebes Kind, Madlen, auch Deine Mutter ist gut!“

Da griff es dem Erhard kalt in die Kehle, und er machte große, horchende Augen, und als er verstand und den Tod neben der Madlen sah, da ergriff er die Hand des Mädchens und sagte leise:

„Ich glaub, ich muß gehen, grüße Deine —.“ Er redete nimmer, gradaus schaute er, dann murmelte er noch: „Es war ein schöner Tag heut.“

Und dann schaute er unverwandt auf sein Kind, und langsam, langsam erlosch um ihn alles Licht, und die Finsternis des Vergessens kam über ihn, und wie ihm sein Kind vor dem Auge entschwand, zerging haltlos sein Leben, und der Erlöser Tod nahm, was sein eigen.

Die Gutenburger begruben ihren Bürgermeister und feierten ihn als Helden, und heute noch erzählen Väter ihren Kindern von der Größe des Erhard.

Als der Erhard neben seinem Eheweib draußen auf dem Friedhof Seite an Seite ruhte und gleich den vielen anderen ein stummes Wort in der Sage der Vergangenheit des Städtleins bedeutete, zog der Findling mit seinen Leuten auf dem Meierhof auf.

Er selbst führte den Wagen durch Gutenburg, und sein Eheweib, die Madlen, ging neben ihm. Weiter hinten folgten der Simon mit seiner Tochter und Enkelin.

Und wie die Waldhüterleute so durch das Städtlein zogen, schien es, als sei eine alte Generation gegangen und käme eine junge. Junges Leben, dem das alte wich, um zu bauen auf den Trümmern, die fielen, als der Kampf tobte.

Heute Totenwagen mit gefallener Frucht und morgen Hochzeitsgut, obenauf schaukelnd und wippend die Wiege; gestern der Erhard mit viel schwarzem Gepränge und nur wenig wehen Herzen, nun der Aufzug des Findlings, Hoffens-

seligkeit im Herzen und Liebe, junge Liebe wie gärenden Wein.

So war das Leben zu schauen in jenen Tagen, als der Findling in die tätigen Mannesjahre einging. Und gleich einer guten Hoffnung kam der erste Schwarm Zugvögel von Süden her und zog frühlingverkündend über Gutenburg in das Land hinein.

Urashima.

Ein japanisches Märchen von Pascadio Hearn.

Uebersetzt von Friß Müller-Zürich.

Vor vierzehnhundert Jahren war es, da verließ der junge Fischer Urashima Taro in seinem Boot den Strand von Suminohe. Es war an einem Sommertag wie heute — verträumt und garblau, nicht strahlend hell, weil blütenweiße Wolken über dem Meere hingen. Auch die Berge waren wie heute — weiche blaue Linien zerfloßen am fernen Himmel, und so müde waren die Lüfte.

Auch Urashima war müde und ließ sein Boot beim Fischen treiben. Ein merkwürdiges Boot war das, keine Farbe daran und kein Steuerruder, von einer besonderen Gestalt, wie du sie noch nie gesehen hast. Nur vor den alten Fischerdörfern, an der Küste des Japanischen Meeres, gibt es noch heute, nach vierzehnhundert Jahren, solche Boote.

Lange saß Urashima an seiner Angel. Endlich zuckte es. Aber als er sie heraufzog, war es nur eine Schildkröte.

Nun sind Schildkröten dem Herrgott geweiht. Sie haben ein langes Leben, wohl tausend Jahre, manche sagen zehntausend. Sie zu töten wäre Frevel. Sanft löste der Fischer die Schildkröte von seiner Leine und gab ihr die Freiheit mit einem Gebet an die Götter.

Dann aber fing er nichts mehr. So heiß war der Tag, so still war Meer und Luft. Kein Leben regte sich ringsumher. Eine große Müdigkeit kam über ihn, und er schlief ein in seinem treibenden Boot.

Auf einmal stieg aus der träumenden See ein wunderschönes Märchen. Von Purpur und Azur war ihr Gewand, lange schwarze Haare floßen über ihren Rücken bis auf die Füße herab, so wie bei den Fürstentöchtern vor vierzehnhundert Jahren.

Ueber das Wasser glitt sie daher, so weich wie Luft, beugte sich über den schlafenden Fischer im Boot und weckte ihn mit leiser Hand.

„Fürchte dich nicht“, sagte sie. „Mein Vater, der Meerkönig, schickt mich zu dir, weil du ein gütiges Herz hat. Einer Schildkröte hast du heute die Freiheit gegeben. Komm mit mir in meines Vaters Palast auf der Insel, wo der Sommer niemals stirbt. Da will ich dein Weib sein und mit dir unter Blumen glücklich leben.“

Voll Staunen und Bewunderung sah sie Urashima an. Denn sie war schön über alle Maßen. Er konnte sich nicht helfen, er mußte sie lieben. Dann nahm sie ein Ruder und er das andere, und sie fuhrten zusammen, — gerade so, wie heute noch die Fischer an der westlichen Küste, Mann und Frau, zusammen rudern, wenn die Boote im Abendgolde leuchten.

Sanft und still glitten sie dahin über das stille blaue Wasser, dem Süden zu, bis sie zu dem Eiland kamen, wo der Sommer niemals stirbt.

Langsam stieg der niedere Strand der Insel aus den blauen Wellen auf. Spitze Dächer hoben sich über immergrünes Laub. Das war des Meerkönigs Schloß, herrlich wie der Palast des Mikados Juriaku vor vierzehnhundert Jahren.

Seltene Diener empfingen sie da in festlichen Gewändern — Geschöpfe des Meeres, die Urashima willkommen hießen als den Eidam ihres Fürsten.

So wurde des Meerkönigs Tochter Urashimas Braut. Es war eine Hochzeit von wundervollem Glanz, und der Palast widerhallte von Lust und Freude.

Täglich sah Urashima neue Wunder der tiefsten Tiefe, aus den des Königs Diener sie zum Lichte brachten, Wunder jenes Zauberlandes, wo der Sommer niemals stirbt. Drei Jahre flossen so dahin.

Aber in all dieser Zeit lag dem Fischer schwer am Herzen, wenn er an Vater und Mutter dachte, die auf ihn warteten. So bat er endlich die Geliebte, auf eine kleine Weile nur möge sie ihn ziehen lassen, ein Wort nur wolle er seinen Eltern sagen, und gleich wieder komme er zurück zu ihr.

Da begann sie zu weinen; lange weinte sie ganz still vor sich hin. Endlich sagte sie zu ihm: „Weil du nun gehen willst, so muß ich dich ziehen lassen. Aber ich fürchte mich so sehr; ich habe Angst, wir werden uns niemals wiedersehen. Eine kleine Schachtel nimm jedoch von mir. Sie wird dir helfen zu deiner Wiederkehr, wenn du befolgst, was ich dir sage: Mach sie niemals auf. Ueber alles in der Welt, mach sie nicht auf — was immer dir auch begegnen mag! Denn wenn du sie öffnest, kannst du niemals wieder zurückkommen, und nie mehr sehen wir uns wieder.“

Darauf reichte sie ihm eine kleine buntbemalte Schachtel. Sie war mit einer seidenen Schnur verschlossen. (Bis auf den heutigen Tag zeigt man diese Schachtel im Tempel von Kanagawa an der Meeresküste, und die Priester haben Urashimas Angelleine aufbewahrt und seltsame Juwelen, die er mit sich brachte von der Insel des Meerkönigs.)

Aber Urashima tröstete seine Frau und versprach, niemals das Kästchen zu öffnen, niemals die seidene Schnur zu lockern. Dann

zog er dahin im Sommerlicht, über die immer stille See. Sinter ihm wie ein Traum, verblaßte die Insel, wo der Sommer niemals stirbt. Wieder sah er vor sich die blauen Berge Japans, scharf und immer schärfer in dem weißen Glanz des nördlichen Horizontes.

Endlich wieder glitt sein Boot in die heimatlliche Bucht, endlich wieder stand er auf ihrem Strand. Aber als er um sich sah, überkam ihn eine große Bestürzung. Wie verzaubert kam er sich vor. War das noch derselbe Ort? Fort war die Hütte seiner Väter. Ein Dorf war da, aber die Häuser waren so fremd, so fremd die Bäume und Felder und auch der Leute Gesichter. Vergeblich sah er aus nach alten, lieben Plätzen — der Shinto-Tempel sahien an anderer Stelle wieder aufgebaut, verschwunden waren die Wälder von den nächsten Hügeln. Nur des Flusses Mäuschen, nur der Berge Formen waren noch dieselben. Sonst war ihm alles unbekannt und neu. Umsonst suchte er nach seinem Elternhaus.

Verwundert starrte das Schiffervolk ihn an. Niemals früher hatte er diese Gesichter gesehen.

Da kam ein alter, alter Mann des Weges, auf seinen Stab gestützt, und er fragte ihn nach dem Hause der Familie Urashima. Ganz verwundert sah der alte Mann ihn an. Wieder und wieder mußte Urashima fragen. Endlich rief der Alte:

„Urashima Taro! Woher bist du denn, daß du das nicht weißt? Urashima Taro! Vierhundert Jahre ist es jetzt her, daß er ertrank, und ein Denkmal steht im Friedhof zu seinem Gedächtnis. All die Gräber seiner Sippschaft sind in jenem Friedhof — dem alten Friedhof dort drüben, der jetzt verlassen ist. Urashima Taro! Wie kannst du nur so närrisch sein und mich fragen, wo sein Haus ist?“ Und kichernd über die Einfalt des Fremdlings, humpelte der Alte weiter.

Da ging Urashima zu dem alten Friedhof, der still und verlassen lag, und fand seinen eigenen Grabstein dort und die Gräber von Vater und Mutter und vielen Leuten, die er kannte. So alt waren die Steine, so mooszerfressen, daß es schwer war, die Namen darauf zu lesen.

Da sah er wohl, daß ihn eine seltsame Bezauberung umfing, und ging zurück ans Meeresufer. Noch immer trug er in der Hand das Kästchen, das Angebinde von des Meerkönigs Tochter. Aber was war nur diese Bezauberung? Und was mochte in dem Kästchen sein? Vielleicht war gar der Grund des Zaubers in dem Kästchen drin?

Da überwand der Argwohn die Treue. Ohne Besinnen brach er sein Versprechen, löste die seidene Schnur und öffnete das Kästchen.

Sogleich stieg Laullos ein weißer kalter Rauchwirbel heraus, hob sich in die Luft gleich einer Sommerwolke und trieb schwach nach Süden zu über die stille See. Sonst war nichts in dem Kästchen.

Da wußte Urashima, daß er sein eigenes Glück vernichtet hatte. Niemals wieder konnte er zurück zu seiner Geliebten, des Meerkönigs Tochter. Er weinte und schrie bitterlich in seiner Verzweiflung.

Nicht lange aber. Denn plötzlich fühlte er sich verändert. Ein eisiger Frost schoß durch sein Blut — die Zähne fielen ihm aus, das Gesicht schrumpfte ihm ein, weiß wie Schnee wurde sein Haar, seine Glieder zerfielen, die Kraft ging von ihm. Leblos sank er in den Sand, zermalmt von der Wucht der vierhundert Winter.

Aus der Geschichte des Kalenders.

Der Kalender gehört zu den ältesten und nach dieser Beurteilung ehrwürdigsten Einrichtungen der Menschheit. Seine Grundlagen gehen auf die chaldäische Zeit zurück und stehen in engem Zusammenhang mit den frühesten Beobachtungen des Himmelszuges und seiner Bewegungen. Schon vor viertausend Jahren hatten die Ägypter die Länge des Jahres zu 365 Tagen festgesetzt, und die Einteilung des Jahres in zwölf Monate war sogar bereits vor sechstausend Jahren bei den Chaldäern im Gebrauch. Die älteste Grundlage des Kalenders aber ist selbstverständlich der Tag, der überhaupt am Anfang jeder Zeitrechnung steht, da er sich dem Menschen als natürliche Zeiteinteilung zu allererst darbot. Die Wiederkehr der alles belebenden Sonne mußte schon auf primitive Menschen den größten Eindruck machen, und deshalb teilten sie auch nach ihrem Lauf den Tag zunächst ein. Bevor man Stunden unterschied, hatte man die Bezeichnung der Morgendämmerung, des Vormittags und Nachmittags, der Abenddämmerung und des Abends eingeführt und teilte die Nacht in vier Nachtwachen ein. Erst die alten Griechen gelangten zur regelmäßigen Verteilung des Tages und der Nacht in je zwölf gleiche Teile und schufen somit die Stunden. Diese aber wechselten mit der Jahreszeit an Länge, und man rechnete nach Sommerstunden und nach Winterstunden. Dunkel ist der Ursprung der Woche. Es läßt sich noch jetzt nicht sagen, wo und wann sie zuerst entstanden ist. Doch ist es wahrscheinlich, daß der Mensch auf sie verfiel, indem er sie der Dauer eines Mondviertels gleich setzte. Der Mond war ja in alten Zeiten stets etwas Heiliges, sein Wechsel machte einen tiefen Eindruck auf die Menschen. Je weniger man imstande war, die Ursache eines Mondwechsels einzusehen, desto größer mußte die Wirkung dieser Naturerscheinung auf das Gemüt und Interesse der Menschen sein. Doch haben nicht alle Völker des Altertums nach Wochen gerechnet. Die Griechen kannten die Woche überhaupt nicht, und die Römer

nahmen sie erst unter der Regierung des Theodosius an. Die Germanen lernten sie überhaupt erst von den Völkern des Orients kennen und gaben daher den Wochentagen Namen nach ihren eigenen Göttern, nicht lateinische, wie sie für die Monatsbezeichnungen übernommen wurden.

Die alten Römer teilten die Monate nicht in Wochen, sondern nach Kalenden, Nonen und Iden ein. Im fernem Osten zählte man übrigens die Woche zu zehn Tagen. Große Verschiedenheiten bei den einzelnen Völkern fanden auch in der Feststellung des Tagesanfanges statt. Die Chaldäer begannen ihn mit Sonnenaufgang, die Juden mit Sonnenuntergang, die Ägypter und Griechen mit Mitternacht, und wir sind demnach dem Vorbild der Griechen gefolgt. Auch der Anfang der Woche war verschieden, bei den Ägyptern der Sonnabend, bei den Hebräern der Sonntag. Eine noch viel größere Mannigfaltigkeit hat begreiflicherweise in den höheren Einheiten des Kalenders stattgefunden. In den ersten Zeiten Roms wurde die Einteilung des Jahres in zehn Monate bestimmt. Da nun jeder Monat einem vollen Mondalter entsprechen sollte, so kann das damalige Jahr nicht einmal ganz dreihundert Tage gehabt haben. Ueber diesen Anfang des römischen Kalenders herrscht noch keine Sicherheit. Jedenfalls muß er gegen die Kalenderwissenschaft der alten Ägypter recht rückständig gewesen sein. Die Römer fingen aber von vorn an und brauchten lange Zeit, ehe sie das lernten, was die Chaldäer schon um das Jahr 3800 vor Christi Geburt als Regel festgesetzt hatten. Die schwierigste Aufgabe war selbstverständlich die Festsetzung der Jahreslänge, denn die Beobachtung des scheinbaren Laufs der Sonne um die Erde verlangte eine weit höhere Einsicht als die Wahrnehmung des Wechsels von Tag und Nacht oder der Mondwechsel. Die Woche ist jedenfalls früher entstanden als das Kalenderjahr. Wenn es nun wenigstens so eingerichtet gewesen wäre, daß sich die Erde in 364 Tagen einmal um die Sonne bewegte, so würde das Jahr genau aus 52 Wochen bestehen, und die ganze Kalenderwissenschaft wäre erheblich einfacher geworden. Nun dauert diese Bewegung 365 1/4 Tage, so daß nicht einmal die Tageseinteilung glatt darin aufgeht. Das hat dem Menschen viel Kopfzerbrechen gemacht und große Verwirrungen in die früheren Kalender hineingetragen. Mußte doch Julius Cäsar bei seiner berühmten Kalenderreform nicht weniger als neunzig Tage in einem einzigen Jahre einschalten, um die aus den Fugen gegangene Zeitrechnung wieder in Uebereinstimmung mit den Jahreszeiten zu bringen. Das sind Entgleisungen des Kalenders, die wir uns jetzt gar nicht vorstellen können und die selbstverständlich auch nie wieder geschehen werden. Obgleich weitere Reformen unter dem Papst Gregor dem Dreizehnten 1582 geschaffen worden sind, ist man auch heute mit dem Kalender immer noch nicht recht zufrieden, und gerade in den letzten Jahren sind mancherlei Vorschläge für eine weitere Umgestaltung gemacht worden. Sie zielt besonders darauf ab, die Länge der Monate auszugleichen und dafür zu sorgen, daß dieselben Monats-tage auch immer auf dieselben Wochentage fallen.

Wenn wir jetzt noch einen ganz besonderen, weil von unseren Gewohnheiten durchaus abweichenden Kalender kennen lernen wollen, dann müssen wir nach China gehen. Die Ursprünge des chinesischen Kalenders gehen wahrscheinlich auf babylonische Einflüsse zurück und werden als einer der stärksten Beweise für die Abhängigkeit der ältesten chinesischen Kultur von der großen Völker-troie Vorderasiens betrachtet. Auch der chinesische Kalender ist ein Mondkalender. Die Monate haben abwechselnd 29 und 30 Tage und beginnen, wenn der Mond zwischen der Sonne und der Erde steht, also mit dem Neumond. Nach je 30 Mondumläufen schalten die Chinesen einen 13. Monat ein. Sie haben also keinen Schalttag, sondern einen Schaltmonat. Infolgedessen befinden sich die Chinesen immer wieder in Widerspruch mit den Jahreszeiten, und deshalb haben sie eigene Vorschriften für den Beginn von Saat und Ernte für die einzelnen Jahre ausgearbeitet. Dies ist auch der Grund, warum ein chinesischer Kalender einen die-leibigen Wand füllt. Der Schaltmonat wird immer als dritter Monat eingeschoben, und das Schaltjahr erhält dadurch eine Länge von 383 Tagen. Früher benannten die Chinesen ihre Jahre nach gewissen Tieren und gaben sogar einzelnen Stunden derartige Bezeichnungen. Noch heute jagt ein Chinese, er sei im Drachen- oder im Hundejahr geboren, und es gibt noch Uhren, bei denen man sagt, sie schlagen die Ratten- oder Pferdebestunde. Die Stunden werden bei den Chinesen zu 120 Minuten gezählt.

Kleines feuilleton.

Sprachwissenschaftliches.

Anschaulichkeit in der Sprache. In Friedrich Schlegels „Fragmenten“ steht der Satz: „Das sicherste Mittel, unverständlich oder vielmehr mißverständlich zu sein, ist, wenn man die Worte in ihrem ursprünglichen Sinne braucht.“ Es scheint, daß alle Worte (soweit sie nicht ganz einfache, unübertragbare Dingworte sind wie „Baum“, „Haus“) von dem zugehenden mütterlichen Boden der anschaulichen Dichtersprache, auf dem sie entstanden, langsam hinüberwandern ins Bereich des gedanklichen Begriffs, dem die Sprache nicht mehr Anschauung, Zweck ist, sondern Mittel: eine logische Rechenmaschine, die im wesentlichen Resultate liefern soll. Das gefundene Bild,

